

Kindheitserinnerungen an Erika Mitterer

von Georg Scheibelreiter

Es sind nur wenige Momentaufnahmen, die in meinem Gedächtnis gespeichert wurden: Momente der Erinnerung an Erika Mitterer, an ihre persönliche Gegenwart, ihre Gesten, ihr Sprechen und Lachen, soweit sie das Verständnis des Kindes verarbeiten konnte und soweit sie in ihren Strukturen durch den Filter der Zeit bewahrt blieben. Jedoch waren diese Momente eingebettet in ein anderes, mir damals wesentlicher erscheinendes Geschehen, so daß sie nicht isoliert aus der Vergangenheit herausgenommen werden können, sondern immer dem vergangenen Atmosphärischen verhaftet bleiben, ja nur als dessen Teil zu begreifen sind.

Als Sohn eines Schriftstellers waren mir schon im frühen Alter andere Dichter bekannt; als immer wieder Genannte, aber auch als Gäste der Eltern. Letztere bezeugten dadurch ihre gegenwärtige Existenz, während die anderen für mich gleichsam theoretisch blieben und von mir ohne Rücksicht auf chronologische Probleme mit längst verstorbenen Meistern, die ich ja auch immer wieder nennen hörte, auf eine Zeitebene versetzt wurden. So dachte ich etwa, Nikolaus Lenau, mit dem sich mein Vater für seine Erzählung „Unselige Begegnung“ gerade beschäftigte und dessen Name als der eines bedeutenden Dichters öfters fiel, würde demnächst auf dem Sofa in unserem Besuchszimmer Platz nehmen, wahrscheinlich mit einer Frau von Löwenthal. Als dies aber nicht geschah, wunderte ich mich keineswegs darüber, da manch andere der Erwähnten ja ebenfalls nicht erschienen.

Deutlich in Erinnerung ist mir jedenfalls Max Mell, der mit seinen Schwestern kam und eine Atmosphäre des Ruhigen, Gemessenen verbreitete, in die man als Kind nicht leicht Eingang fand. Richtete sich die Aufmerksamkeit einmal auf mich, so wurde der Dichter von meinen Eltern quasi thematisch vorbereitet, vielleicht weil er selbst keine Kinder hatte und erst auf eine mir entsprechende Kontaktebene geleitet werden mußte. Ähnlich empfand ich die Besuche von Felix Braun und Käthe Braun-Prager, nur daß der Gegensatz zwischen meinem lauten, oft emphatisch erzählenden Vater und der leisen, leicht klagenden Stimme, mit der Felix Braun replizierte, für mich besonders stark hervortrat. Rudolf Henz, der immer ohne seine Frau kam, verbreitete meist eine Aura des Mürrischen, während Friedrich Schreyvogel in meiner kindlichen Erinnerung heiter war und soviel lachte wie mein Vater. Fernere, halb entschwundene Bilder sind mir Hedy Weinheber und Paula von Preradovic. Die Witwe Josef Weinhebers besuchte uns in den Vierziger und frühen Fünfziger Jahren recht oft, doch habe ich nicht viel mehr in Erinnerung als eine zarte, eher kleine Dame, mit blonden Haaren, die sehr viel rauchte. Die Dichterin der Bundeshymne lernte ich nicht bei uns kennen, sondern an der Hand meines Vaters in deren Haus in der Osterleitengasse. Auch sie ist nur ein Schatten für mich geblieben: klein, fest, mit einfach gescheiteltem Haar, aber ohne belebte Substanz. Faszinierend war dort hingegen eine große Schale mit Orangen, die ich in dieser Fülle noch nie gesehen, ja die ich nur ganz selten überhaupt zu essen bekommen hatte!

Am vertrautesten wurde mir der Kärntner Herbert Strutz, der gelegentlich nach Wien kam und dann immer meine Eltern besuchte. Diese Verbindung vertiefte sich durch eine Gruppe gemeinsamer kultivierter Bekannter noch, und so wurde Strutz ein gern gesehener Gast. Seine Heiterkeit war meist verborgen hinter einer Schicht von Verdrossenheit, Ärger über die literarischen Zustände und persönlichem Mißgeschick. Doch der unverwüstliche und wahrhaft große Humor meines Vaters vermochte ihn schließlich meist heiter zu stimmen, wenn auch sein Lachen nie ganz frei von Bitterkeit schien.

Mit all diesen literarischen Gästen konnte man Erika Mitterers Stellung in unserem Bekanntenkreis nicht vergleichen. Sie war mit meinem Vater per Du, das schuf eine Art

Vertrautheit im wechselseitigen Umgang, die auch auf die übrigen Anwesenden ausstrahlte, ohne trivial oder gar plump zu werden. Zugleich aber war sie ein eher seltener Gast, was bei der Ehefrau und Mutter von drei Kindern - im Vergleich zum ungebundenen Junggesellen Herbert Strutz – nicht verwundern konnte. Doch eine Gemeinsamkeit gab es für mich: Wie ich diesen „Onkel Herbert“ nannte, durfte ich zu Erika Mitterer „Tante Erika“ sagen. In meiner Generation hatte man eine Fülle solcher Wahnlonkel oder Ruftanten, weil die enge Verbundenheit der Eltern sich auch auf die Anrede der Kinder auswirken mußte. Doch wurde bei aller Freundlichkeit seitens der Erwachsenen Wert auf Respekt und Distanz der Generationen gelegt, so daß man nicht ihren bloßen Vornamen verwenden durfte. Uns wäre das selbst absurd erschienen. Heute denkt man freilich anders: die Tendenz zur Nivellierung in jedem Bereich, das ungehemmte Du-Sagen, aber auch das Jungbleiben-Wollen fördern das Ansprechen mit dem Vornamen, manchmal sogar in Bezug auf Eltern und Großeltern. Dazu kommt häufig auch die Angst vor der Ironie, mit der man Teile der traditionellen Verwandtschaftsterminologie bedenkt. Schwiegermutter und Tante gehören unbedingt dazu. Der Tantenbegriff insinuiert für viele seltsamerweise die Vorstellung von ältlich, altjüngferlich, dürr, von erhobenem Zeigefinger und dumpfer Moral; ein literarischer Exponent dieser Anschauung wäre etwa Wilhelm Busch. Ein Plädoyer für die Tanten im allgemeinen hingegen hat Werner Bergengruen in seiner unvergeßlichen „Rittmeisterin“ gehalten. Seiner Ansicht würde ich mich grundsätzlich anschließen: Ich habe einige „Tanten“ gehabt, die dem reifenden Gymnasiasten aus unterschiedlichen Gründen durchaus interessant erschienen.

Keiner der hier genannten Tanten entsprach Erika Mitterer. Es war nur ein Modus gefunden worden, der mir eine Anrede an die Du- und Jugendfreundin meines Vaters erlaubte. Ihr Mann wurde als „Onkel“ Fritz jedoch nicht erwogen. Es bildete sich auch nie ein engeres Verhältnis zwischen ihr und mir heraus, obwohl „Tante“ Erika mir Süßigkeiten brachte und sich durchaus nach meinen Interessen und schulischen Umständen erkundigte. Aber dies alles lief über meinen Vater, mich betreffende Fragen waren zunächst an ihn gerichtet. Auch schien mir bei aller Freundlichkeit eine Aura von Strenge und Entschiedenheit um sie herum, der man sich in einer direkten Konfrontation ausgeliefert fühlte, was man gern vermied. Umso mehr wunderte man sich, daß sie im Gespräch mit meinem Vater auch viel lachen konnte: da war von distanzierter Strenge keine Spur, es war ein freies, klares und kluges Lachen, das irgendwie Interesse weckte, wie sie nun die zur Heiterkeit zwingenden Worte nachträglich kommentieren würde.

Tante Erika war oft in Erinnerungen und Erzählungen meines Vaters gegenwärtig. Sie hatten sich 1929 in der Leo-Stube kennengelernt, einer literarischen Vereinigung, die unter der Leitung des Priesterdichters Heinrich Suso Waldeck stand. Dort kamen Dichter und an Literatur Interessierte zusammen, Lesungen wurden anschließend diskutiert, wobei Suso Waldeck ein unbestechlicher Urteiler war. Da neben bedeutenden Schriftstellern auch Leute das Wort ergriffen, die eine eher unglückliche Liebe zur Dichtkunst hatten, entstand gelegentlich eine unfreiwillige Heiterkeit. Erika Mitterer und Ernst Scheibelreiter, die ein scharfes Ohr für lyrische „Ungereimtheiten“ hatten und hohles Wortgeklingel verabscheuten, unterhielten sich oft dadurch, daß sie besonders „furchtbare“ Verse aufnahmen und im Stil der literarischen Dilettanten weiterdichteten. Doch waren sie taktvoll genug, dies nicht vor den Verfassern und dem lauschenden Publikum zu tun. Dagegen reimten und lachten sie beide so sehr beim Nachhausegehen, daß sich wiederholt andere Passanten umdrehten. Viele dieser Verse wurden bei uns später gleichsam geflügelte Worte und verhalfen ihren unbegabten Schöpfern zu einer partiellen Unsterblichkeit. Ob auch Erika Mitterer darüber zu Hause berichtete, weiß ich nicht, doch kam sie gelegentlich darauf zu sprechen, wenn sie bei uns zu Besuch war.

Überhaupt scheinen Erika und mein Vater seinerzeit im Kreise gleichgesinnter junger Leute zahlreiche vergnügte Stunden verbracht zu haben, worüber man als Kind und junger Bursch nur in summarischer Weise erfuhr; jedenfalls dürften sich dabei unbekümmerte Ausgelassenheit mit literarischen und künstlerischen Ansprüchen vereinigt haben. Unter manchen anderen Teilnehmern dieser Zusammenkünfte ist vor allem Maria Nirstein,

genannt „Mischi“, zu erwähnen. Sie war die Tochter eines jüdischen Arztes und gehörte schon bald zum engsten Kreise dieser jungen Literaten, obwohl sie selbst nicht dichtete. Mischi heiratete später einen kretischen Dichter und übersiedelte nach Athen. Doch blieb sie mit Erika Mitterer, die sie in Griechenland wiederholt besuchte, in dauernder Verbindung. Ich habe sie – die mir nur aus Erzählungen bekannt war – im Rahmen meiner Maturareise aufgesucht; Ende der Sechziger Jahre waren auch meine Eltern bei ihr.

Griechenland war für Erika Mitterer wohl von jeher eine Quelle der Inspiration. Dazu mag auch der Humanismus ihres Mannes wesentlich beigetragen haben. Fritz Petrowsky, der mir schon als Kind immer fein und zurückhaltend erschien, wobei diese Zurückhaltung dann in heftige Zustimmung oder Ablehnung übergehen konnte, befaßte sich nicht nur mit dem Phänomen griechischer Landschaft und Kultur, sondern auch mit Berichten Griechenland-Reisender. Dadurch gewann er zu seiner intimen und künstlerisch motivierten Kenntnis der griechischen Welt auch das Korrektiv einer oft allzu menschlichen Realität, was ihn über das bloß Schwärmerische hinausführte und seiner Beschäftigung mit Griechenland einen echten Kern verlieh. Das waren natürlich nicht meine Gedanken und Empfindungen als Kind und Jugendlicher, doch hat mich schon damals an den Fotografien, die er herumzeigte, etwas angerührt, das über die bloße Anerkennung des ästhetisch Erfassten hinausging. Bemerkenswert erscheint mir in der Erinnerung, daß bei diesen Gelegenheiten Erika Mitterer ihrem Mann völlig das Wort überließ. Das geschah aber nicht nur, weil er als Fotograf und Sachkenner für etwaige Fragen und notwendige Erklärungen besser gerüstet war. Wenn sie einen seiner Abzüge betrachtete, hatte ich oft den Eindruck, daß sie damit nur etwas bestätigen wollte, was in ihr schon vorhanden war. Sie besah die Fotos auch nur kurz, aber lang genug, um sich deren Inhalt zu verinnerlichen.

Der Fischer

Der Fischer,
der auf dem felsigen Eiland steht
und zu den Hügeln hinüberblickt,
atmet Unendlichkeit.
Zu seiner Linken:
Unendlichkeit.
Aber gewahrt er sie?
Er hält seine Angel.
Er wartet.
Der Wind
läßt weiße Kämme schäumen
auf blauer Flut.
Reglos hält er die Angel.
Er wartet.

Lehre mich warten, o Herr,
am Ufer deiner Unendlichkeit,
die ich nicht begreife.



Mir ist die Werkchronologie Erika Mitterers nicht sehr geläufig. Doch glaube ich, daß ihre zwei wichtigsten „mediterranen“ Werke, die Erzählungen „Die Seherin“ und „Begegnung im Süden“ vor den Griechenlandreisen mit ihrem Mann entstanden sind. Beide waren mir als Titel schon früh bekannt, weil mein Vater sie hoch schätzte und öfters darüber redete. Die Gedichte mit Themen des klassischen Griechenland („Glück der Erde“), vor allem die herrliche Anrufung Apollons, finden sich noch nicht in der Sammlung „Dank des Lebens“ (1930), wohl aber in den „Gesammelten Gedichten“ von 1956. Könnte es sein, daß sie Griechenland aus der Ferne, als ewiges Gleichnis europäischen Geistes, inspirierte, während sie die Antike *in situ*, vielfach überwältigt vom banalen modernen Alltag, nicht zu größerer Gestaltung zwang?

Schlummerte manches in ihr, was bei der Betrachtung der Fotografien ihres Mannes, die ja gleichsam ein gereinigtes Bild der griechischen Gegenwart boten, gereizt wurde, aber dann doch nicht zu dichterischer Umsetzung erwachte? Heute will es mir so scheinen, als junger Bursch war mir nur ihr Verhalten im Umgang mit den Fotografien merkwürdig: ihre Wortlosigkeit, das kurze, aber wie ein Signal wirkende Aufnehmen der Bildinhalte.

Dieser Besuch, er mochte schon in die späten Fünfziger Jahre fallen, erfolgte in unserer Wohnung im Döblinger Cottage-Viertel: alle Treffen mit Erika Mitterer werden in meiner Erinnerung dort lokalisiert, obwohl sie und ihr Mann auch später in Grinzing bei uns zu Gast gewesen sind. Doch war ich damals schon Maturant und Student und bei solchen Anlässen wohl nicht immer zu Hause. - Ich sehe sie auf dem Sofa sitzen, lebhaft und nie ohne Nachdruck sprechen, oder das langstielige Weinglas nach dem Trinken oft länger in ihrer schlanken Hand haltend, während sie dem Gespräch folgte. Dann steht sie wieder im selben Zimmer vor der imposanten Bücherwand und läßt sich von meinem Vater ein Buch reichen, von dem gerade die Rede war. Sie schlägt es auf und macht ein paar Bemerkungen; aber auch die sind nicht leicht hingeworfen, sondern wirken klar urteilend und entschieden, auch wenn sie dabei lächelt. So scheint es mir, dem aufmerksamen, ein bißchen träumerischen Knaben, der von der Persönlichkeit dieser Frau beeindruckt wird. Eine Persönlichkeit ist auch mein Vater, eine heitere oder zornige, immer gewaltig, jedoch letztlich vertraut; mit Erika Mitterer hingegen ist eine fremde Macht erschienen, die man zwar schon kennt, deren Einfluß aber die gewohnte Welt der Eltern ein wenig verändert, selbst jetzt, wenn nur über die Zubereitung bestimmter Speisen gesprochen wird.

Einmal gingen wir mit den Petrowskys zum Heurigen: Gleich den Grinzing Steig hinauf zu einer Weinschank, die es heute nicht mehr gibt, von deren Garten man einen sehr schönen Ausblick auf Wien hatte. Mit diesem Platz verbinde ich das einzige Gespräch über Literatur, an das ich mich inhaltlich ein wenig erinnern kann. Es ist nur Fragment, ein Rest Erinnerung, ohne vorher und nachher, ohne kausalen Zusammenhang. Es handelte von Heimito von Doderer und Tennessee Williams, die nun freilich kaum vereinbar scheinen. Mein Vater erwähnte ein „fulminantes Vorwort“ Doderers zu einem Wien-Band, das er kürzlich gelesen hätte. Was er weiter bemerkte, ist meinem Gedächtnis entschwunden; erinnerlich ist mir erst wieder, daß Erika Mitterer das Vorherrschen des Intellekts in Doderers Romanen betonte. Dann aber sprach sie sofort über Williams, der damals ein an Wiener Theatern häufig gespielter Dramatiker war. Er sei im Vergleich (!) zu Doderer wuchtiger, triebhafter, unreflektierter, wobei sie die Unterschiede und inneren Voraussetzungen der Dichtungsgattungen schon berücksichtigt hätte. Weitere Gesprächsinhalte verdämmern mir und in Erinnerung bleibt nur noch das Aufblitzen der Lichter über der dunklen Stadt.

Überraschend war das Erscheinen Erika Mitterers und ihrer Familie im Waldviertel, wo wir traditionell Urlaub machten. In meiner Vorstellung paßte es nicht zu ihr, da sie bei mir assoziativ mit dem Zimmer meines Vaters in unserer Wiener Wohnung verbunden war. In dieser ländlichen Umgebung konnte sie nicht dieselbe sein! An jenem heißen Tag gab es nicht viel zu überlegen: wir wanderten zum Dobra-Stausee! Dieser 5 km lange Weg wurde in lockeren Gruppen zurückgelegt, wobei ich mit „Tante“ Erikas jüngerem Sohn Stefan die Vorhut bildete. Ein Gespräch zwischen uns wollte sich nicht recht entwickeln. Wir kannten einander kaum, und Stefan war vier Jahre jünger als ich, was bei meinen erst 13 Jahren schon einen beachtlichen Abstand bedeutete. Martin, der bereits vierzehn war, hat an diesem Ausflug seiner Familie leider nicht teilgenommen. Er wäre der geeignetere Gesprächspartner gewesen, wobei sich eine uns beiden geläufige Thematik leicht hätte finden lassen. Stefan aber ging auf meine etwas herablassenden topographischen Hinweise nicht ein und machte sich auch nichts aus einem Rehbock, der am Waldrand graste und von mir als Sensation angesehen wurde. Christiane schließlich war bereits Maturantin und hielt sich zur Gruppe der vier Erwachsenen.

In der Gastwirtschaft am See wurde zunächst ein Imbiß eingenommen, viel fotografiert, dann aber endlich zu den Rudern gegriffen und eine ruhige Uferstelle aufgesucht. Dabei ruderte Erika Mitterer mit großer Gewandtheit und zeigte sich an diesem Tage überhaupt von einer sportlichen Seite, die ich bisher noch nicht kennengelernt hatte, von der mir aber erzählt worden war. Den Nachmittag verbrachten wir in gewohnter Weise mit Schwimmen und Faulenzen, wobei sich ein Dialog über die ziehenden und Gestalt wechselnden Wolken zwischen Erika Mitterer und meinem Vater entspann. Damals lachten wir alle über die

Ergebnisse eines Wettstreits, die Wolkenformen originell deuten zu können, heute will mir scheinen, als ob auch eine berührende poetische Fantasie hier für wenige Augenblicke ihren Niederschlag gefunden hätte. Während mein Vater auch in der Badehose auf der Wiese mit Notizbuch und Bleistift „bewaffnet“ war, wollte Erika Mitterer an diesem Tag nur den Sommer genießen. Ich weiß freilich nicht, ob sie sich sonst unterwegs Notizen machte.

Der Heimweg wurde spät angetreten, so daß uns die Dunkelheit überraschte. Mond und strahlender Sternenhimmel sorgten jedoch nicht nur für Sicherheit beim Gehen, sondern erzeugten auch eine wohltuende Atmosphäre von Zufriedenheit. Wortfetzen der Unterhaltung wehten von den Erwachsenen zu mir, der ich in mancherlei Gedanken versunken voranschritt. - Später dachte ich gelegentlich über die seltsame Harmonie dieses Tages nach: Besuche aus Wien empfand ich als Kind fast immer als das Eindringen von etwas Fremdem in die vertraute, nach heimlichen Regeln sich gestaltende Welt des Urlaubs, selbst wenn die Besucher enge Freunde waren. Sie verletzen den Kosmos, den ich mir aufgebaut hatte; teils schon durch ihre Unkenntnis der Beziehungsgeflechte, die ich zu Personen, Plätzen, Gebäuden unterhielt; dann aber auch, weil sie Nachrichten brachten, Mitteilungen machten, die aus der Welt des Stadtalltags kamen und die ich am Land nicht gelten lassen wollte. Erika Mitterer und die Ihren aber hatten sich in diese meine Urlaubswelt unauffällig eingefügt und mehr noch, sie für einen Tag mit uns getragen und gestaltet. Zugleich aber hatte auch das Bild der Dichterin, das mir seit Jahren eindeutig und scharf umrissen schien, eine Veränderung erfahren: es hatte sich erweitert. Damit kam mir erstmals eine Ahnung von der Vielgestaltigkeit des außerordentlichen Menschen, die ich damals fast buchstäblich empfand

(erschieden in: „Der literarische Zaunkönig“, 1/2003)